

**Leseprobe aus:****Jolanda Piniel: Die Verbannte. Roman. Dörlemann Verlag, 2012****Mit freundlicher Genehmigung des Dörlemann Verlags Zürich.**

Kurzbeschreibung: Weshalb zogen die Großeltern damals nach Rumänien? Und weshalb wurde die Mutter als Vierjährige allein zu Verwandten in die Schweiz geschickt? Großmutter und Mutter wollen Debora nichts von ihrer Geschichte erzählen. Und so reist die junge Frau schließlich selber nach Bukarest, im Gepäck die Memoiren ihres deutschen Großvaters.

»Wo bist du?«

»Hörst du Bukarest?«

Ich hielt den Hörer zur Straße hin.

»Wirklich?«

»Glaubst du mir nicht?«

Neben mir heulte eine verrückt gewordene Autosirene auf, hoch, tief, hoch, tief, ein Eselsschrei, der vom Trillern eines Kanarienvogels abgelöst wurde, in ein gepresstes Trällern überging und schließlich in ein hohes Signal mündete. Dieses nahm, von kurzen Pausen durchsetzt, immer wieder Anlauf, wie die akustische Untermalung einer Berg- und Talbahn, die noch einmal tüchtig an Geschwindigkeit zulegt, bevor sie zum Stillstand kommt. – Natürlich glaube sie mir, antwortete meine Mutter. Sie sprach leise, in ihrer Stimme lag eine Spur Bitterkeit, und mir stockte der Atem, als sie sagte: »Damals waren andere Sirenen im Einsatz!«

Ein dünner Ton, der anschwell, hoch und durchdringend wurde und wieder an Höhe verlor, um erneut anzuschwellen, ein gebündelter Ton, der von überall her aus unsichtbaren Lautsprechern quoll und blechern klang. Ich kannte die Sirenen, die damals im Einsatz waren, aus meiner eigenen Kindheit. Ihr Testgeheul machte nirgends Halt. Nicht vor der Schweizer Landesgrenze und auch nicht vor der Stadt, in der wir lebten. Immer wieder ist es in unsere Wohnung eingedrungen. Beim ersten, noch fadendünnen Ton verzerrte sich Mutters Gesicht wie beim Mumienspiel. Die Farbe ihrer Haut wurde fahl, ihre Augen öffneten sich sperrangelweit, das Tablett glitt ihr aus den Händen, fiel scheppernd zu Boden, eine Tasse zerbrach, Flüssigkeit verschüttete, und der Ton schwoll bereits zum zweiten Mal an, als ihre starken Beine zu rennen begannen. »He!«, rief ich und rannte hinter ihr her, »so warte doch!« Ich versuchte, den plissierten Rock zu greifen, der um ihre Beine flatterte, doch sie war schneller, schlug die Schlafzimmertür hinter sich zu und drehte den Schlüssel zweimal im Schloss. Meine Fäuste hämmerten gegen das weiß lackierte Holz, hinter dem die Rollläden herunterratterten und auf dem Sims aufknallten. »Geh spielen!«, rief Mutter. »Lass mich bitte, bitte allein!« Ich presste das Ohr ans Schlüsselloch,

lauschte. – Hinter dieser Tür lag Bukarest: ein Keller. Und aus dem Keller drang das Weinen meiner Mutter, der ich nicht helfen konnte.

Die Stadt habe sich seither wohl stark verändert, sagte ich und schirmte die Muschel mit der Hand ab, damit die Autosirene für Mutter weniger gut hörbar war. »Gewiss«, antwortete sie. Ich solle vorsichtig sein und bald wieder anrufen.

Ich hängte den Hörer in die Gabel des auf Brusthöhe installierten Apparats. War ich wirklich in Bukarest? GARA DE NORD las ich im Morgenlicht auf der Frontseite des Bahnhofsgebäudes, einem Flachdach, das von Säulen getragen wurde. Auf den Zierrat der Antike hatten die Architekten verzichtet. Kein schmuckes Kapitell, keine Spitzgiebel, keine Diagonale. An der Horizontale und an der Vertikale hingegen gab es nichts zu rütteln, und es war der rechte Winkel, der in seiner Wiederholung dieses Gebäude unverrückbar machte. Die Autos und Busse, die den Platz umrundeten, wirkten im Vergleich zu diesem Klotz wie orientierungslose, vom Wind herbeigewehte Käfer.

Hier, am Nordbahnhof, mussten auch meine Großeltern angekommen sein. Eugen kam im Winter, Klara folgte ihm im Frühjahr. Er wird sie abgeholt haben. Vielleicht haben sie ebenfalls ein Taxi genommen, dachte ich, als ich in einen herbeigewinkten gelben Wagen einstieg. Ein schwarzer Cadillac wird es gewesen sein, ein Automobil der Zwischenkriegszeit, das noch keine aerodynamischen Formen kannte, sondern mit der senkrecht eingesetzten Frontscheibe und einem Trittbrett, das Klara den Einstieg erleichterte, den Umrissen einer Kutsche nachempfunden war. Das Ersatzrad war neben der Kühlerhaube befestigt und schien auf dem Schutzblech zu stehen, das sich seinerseits schwungvoll über das Vorderrad wölbte. In einem solchen Gefährt wird Klara Platz genommen haben, um zu jener Straße geführt zu werden, die auf keinem Stadtplan Bukarests verzeichnet war: zur Strada Dr. Ciru Iliescu.

[...]

*Gleich nach meiner Ankunft, las ich in Großvaters Memoiren, suchte ich einen Privatlehrer und paukte morgens von sechs bis sieben Uhr Rumänisch. In den Geschäften hatte ich nämlich alle Mühe, mich verständlich zu machen. Und besuchte ich ein Restaurant, so bekam ich lauter Überraschungen serviert. Glaubte ich beispielsweise, ein Stück Fleisch bestellt zu haben, das auf dem Grill zubereitet worden war, so brachte der Kellner stattdessen ein schmackhaftes Pilzgratin. Doch schon bald konnte ich mich in der Landessprache verständigen, was auch die Zusammenarbeit mit den rumänischen Architekten und Technikern sehr vereinfachte. Als mich der Direktor der Firma Hofer Bucuresti mit der Konzipierung einer neuen Zentralheizung für den Königspalast beauftragte, ein – wie man sich denken kann – äußerst prestigereiches Projekt, empfand ich dies als eine Belohnung für meinen Sondereinsatz. In jener Zeit hatte König Carol der Zweite angeordnet, den Seitenflügel, in welchem sich das Aufsichtscorps befunden hatte, abubrechen und einen Theatersaal zu errichten. Die neue Zentralheizung sollte den veränderten architektonischen Gegebenheiten des Palastes Rechnung tragen. Und nicht zuletzt hatte sie ästhetische Kriterien zu erfüllen.*

Ich war in ein Taxi gestiegen und zum Königspalast gefahren, ein lang gezogenes, verwinkeltes Gebäude. Über die Calea Victoriei hinweg betrachtete ich die drei ungleichen Geschosse. Sie waren durch Balustraden voneinander getrennt. Korinthische Säulen flankierten die hohen Fenster, die oben die Form eines Halbrunds hatten. Das Geländer auf dem Flachdach erinnerte an ein Krönchen. Durch welche Tür Großvater wohl jeweils den Palast betreten hatte? Koordinationssitzungen, so hatte er nämlich geschrieben, fanden in einem im Königshaus eingerichteten Planungsbüro statt.

Halte der König an der neusten Verordnung von vorgestern fest, würde also der Theatersaal um eine Empore aufgestockt, so wäre, um bei den winterlichen Minustemperaturen die Beheizung des Raumes sicherzustellen, der bisher vorgesehene Heizkessel durch einen leistungsstärkeren zu ersetzen, referierte Eugen Geck auf Rumänisch. Er schob die Brille auf den Nasenansatz zurück und tippte mit der Bleistiftspitze auf die großformatige Zeichnung, die er auf dem Sitzungstisch ausgebreitet hatte. Dies wiederum hätte Auswirkungen auf die Pumpen, den Durchmesser der Rohre und die Breite der Radiatoren. »Und wann könnte dieser neue Typ mit seinem Zubehör geliefert werden?«, fragte der leitende Architekt, ein leicht untersetzter Mann mit schwarzen Augen. Er vermute, dass hierfür mit rund eineinhalb Monaten zu rechnen sei. Gecks Antwort verursachte ein Stimmengewirr. Die Lieferfrist des neuen Heizkessels wirkte sich auf das weitere Prozedere aus. Erneut müssten Termine verschoben werden, wo doch der Bauplan wegen der ständig sich ändernden königlichen Wünsche ohnehin schon stark in Verzug war. Um sicher zu sein, wolle er diese Frage gleich jetzt klären, sagte Geck und wählte auf dem Telefonapparat, der im hinteren Teil des Raumes auf einem Tischchen stand, die Nummer des technischen Büros.

*Zu meiner großen Überraschung meldete sich am anderen Ende eine Frau. Natürlich dachte ich, ich hätte mich verählt, und bat die Dame, die ungewollte Störung zu entschuldigen. Beim zweiten Anlauf drehte ich die Wählscheibe mit doppelter Konzentration. Als sich kurz darauf dieselbe Stimme mit einem unwirschen »Hallo?« meldete, nannte ich meinen Namen und den Grund meines Anrufes und bat die Unbekannte, die Freundlichkeit zu haben, Sergiu an den Apparat zu rufen. Die Bitte war noch nicht zu Ende gesprochen, da hatte die Angerufene bereits wieder aufgelegt. Wütend wählte ich die Nummer ein drittes Mal. Lange klingelte es ins Leere. Als das Frauenzimmer endlich den Hörer abnahm, wollte ich als Erstes wissen, wer sie überhaupt sei. Anstatt zu antworten, drohte sie mir. Ich würde es noch bitter bereuen, sie mit meinen Anrufen zu belästigen. Ihr fehle wohl jeglicher Anstand, schrie ich, welche Erziehung sie genossen habe, wolle ich gar nicht erst wissen, und im Übrigen dürfe sie sich darauf gefasst machen, dass ich mich an oberster Stelle über ihr Verhalten beschweren werde. Was sie gehört hatte und was nicht, konnte ich nicht abschätzen. Als ich fertig war, hatte sie jedenfalls bereits wieder aufgelegt.*

Die vier Männer hatten ihr Gespräch unterbrochen. Alle Augen waren auf Geck gerichtet. Der leitende Architekt hatte sich auf die Tischkante gesetzt und schlenkerte das eine Bein in der Luft. Ein anderer hatte seinen Stuhl zu Geck gedreht und hielt die Arme vor der Brust verschränkt. Hinter dem Sitzenden stand der Bauleiter und schaute Geck ebenso erwartungsvoll an wie ein weiterer Architekt, der sich am Kopfende des Tisches mit vorgebeugtem Oberkörper auf die Platte stützte. Es sei ihm unerklärlich,

stammelte Geck. Anstatt die zuständige Person vom technischen Büro zu erreichen, habe er mit einer ihm unbekanntem Frau gesprochen, die bedauerlicherweise keinerlei Anstandsregeln kenne. Vielleicht handle es sich um ein Problem in der Schaltzentrale, mutmaßte einer der Männer, eine Erklärung, die Großvater halbwegs einleuchtete und seine Wut etwas besänftigte. Und doch fiel es ihm schwer, der weiteren Diskussion über bauliche Details zu folgen. Immer wieder kehrten seine Gedanken zu dieser Frauenstimme zurück. Möglicherweise hatte die Putzfrau, die kurzfristig die erkrankte Marina ersetzte, das Telefon abgenommen, weil Sergiu am Kaffeetrinken war oder wieder einmal mit der Sekretärin herumschäkerte. Doch was fiel diesem Weib ein, sich auf seine höfliche Aufforderung hin zu weigern, ihren Namen zu nennen, und mehr noch: ihn, den Ingenieur, wie einen Lausbuben zu behandeln, der sich einen Streich erlaubt! Das Klingeln des Telefons riss ihn aus seinen Gedanken. Er schnellte auf. »Das wird er sein«, stieß er hervor und eilte zum Apparat.

*Diesmal meldete sich am anderen Ende eine Männerstimme.*

*Allerdings handelte es sich nicht, wie ich vermutet hatte, um Sergiu. Ein mir unbekannter Mann ließ mich wissen, es werde dringendst gebeten, Madame Lupescu kein weiteres Mal anzurufen. Andernfalls sei mit Sanktionen zu rechnen. Ich war sprachlos. Dann nannte ich – geistesgegenwärtig und im Interesse einer Aufklärung des Rätsels – die Nummer der Firma Hofer Bucuresti, die ich gewählt hatte, und fand heraus, dass die ersten vier Ziffern exakt mit jenen übereinstimmten, die palastintern zu den königlichen Gemächern führten.*

Zwei Sekunden lang war es still. Dann brach schallendes Gelächter aus den Mündern der Männer. Der leitende Architekt wieherte wie ein Pferd, der Bauleiter bellte, kam ins Husten: »Was sich liebt, das neckt sich!« »Geck und die Lupescu! Das neue Traumpaar«, scherzte der Wiehernde, worauf das Gelächter noch lauter wurde. Gecks Gesicht verzieht sich wie im Schmerz. Der linke Mundwinkel hängt schief. Sein Lachen wirkt gepresst, es klingt wie schnelles Schnaufen. On a bien rigolé, hatte Großvater in seinen Memoiren geschrieben. Wir haben uns köstlich amüsiert. Hände klopfen ihm auf die Schultern, man beglückwünschte ihn zu seiner Unverfrorenheit, ihr endlich einmal die Leviten gelesen zu haben. Denn wer sonst, wenn nicht Elena Lupescu, die jüdische Geliebte des Königs – darin waren sich die Männer einig –, stand hinter dem Zickzackkurs der königlichen Verordnungen, die den Bauplan ein ums andere Mal über den Haufen warfen.